

Unterhaltungsblatt

III

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 3.

Dienstag, den 9. Januar

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Fric in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefizer Dr. Max Huttler).

Auf verwegener Bahn.

Kriminalnovelle von Gustav Höcker.
(Fortsetzung.)

Elegant möblirt, aber durchaus nicht mit Luxus überladen, war das Zimmer, in welchem eine junge 20jährige Dame vor dem Trumeauspiegel stand. Zum Ausgehen angekleidet, warf sie eben einen letzten prüfenden Blick hinein. Ihr Wuchs war hoch und schlank, aber von einem solch wunderbaren Ebenmaße, daß sich die Größe ihrer Figur nur bestimmen ließ, wenn andere, neben ihr stehende Personen Gelegenheit zu einem Vergleiche boten. Ihr reiches Haar schimmerte wie Gold, ohne dazu erst der Mithilfe der Sonnenstrahlen zu bedürfen; es fiel in kleinen natürlichen Locken auf die Stirn und war im Nacken einfach zu einem griechischen Knoten verschlungen. In dem schönen, milden Anlitze strahlten ein Paar große, tiefblaue Augen, wie zwei Sterne. Ihr beabsichtigter Ausgang sollte einem Einkaufe für den heutigen Nachtisch gelten, und eben stand sie im Begriff, sich für diesen Zweck mit einem zierlich geflochtenen Körbchen zu versehen, als Martha, das Dienstmädchen, eintrat.

„Ihr Herr Vater läßt Sie bitten,“ meldete diese ihrer Herrin, „heute Vormittag zu Hause zu bleiben; er habe mit Ihnen zu sprechen.“

„Gut“, sagte Siglinde kaum hörbar, während sich das Mädchen wieder entfernte.

Sie war betroffen. Daß der Vater, dieser mit pedantischer Strenge sich an die Geschäftsstunden bindende Kaufmann, während der Comptoirzeit seine Familienwohnung betrat, war etwas ganz Ungewöhnliches, ja Unerhörtes. Siglinde erinnerte sich nur eines einzigen derartigen Ausnahmefalles; als er bei dem Tode der Mutter heraufgeholt worden war.

Sie machte sich daher auf etwas sehr Ernstes gefaßt. Schon seit Jahr und Tag hatte sie ihm einen schweren Kummer angemerkt, sein Haar war in dieser Zeit gebleicht, sein Gesicht sehr gealtert. Aber sie hatte nicht gewagt eine Frage an ihn zu richten, denn sie glaubte, ihre Schwester Erika sei die Ursache seines Kummers, und dieser Name durfte in Gegenwart des Vaters nie ausgesprochen werden.

Erika, acht Jahre älter als Siglinde, war von bodenlosem Leichtsinne gewesen. Alle auf ihre Erziehung verwendete Sorgfalt hatte nichts genützt. Als größeres Schulmädchen bereits eine Schönheit und vollendete

Coquette, gab sie sich Rendezvous mit verliebten milchbärtigen Gymnasiasten und machte dem makellosen Rufe der Familie Unehre. Nachdem sie der Schule entwachsen, brachte der Vater sie in einem strengen Erziehungs-institute in Brüssel unter. Von dort entfloß sie, und bald erfuhr man, daß sie sich einer wandernden Sängergesellschaft angeschlossen hatte. Ihre schöne Stimme bahnte ihr später den Weg zur Bühne; dann war sie nach Amerika gegangen, und seitdem hatte man bis zum heutigen Tage nichts mehr über sie gehört. Den Leichtsinne hätte der Vater ihr vielleicht noch verzeihen, daß sie damit aber zugleich eine herzlose Gleichgiltigkeit gegen ihre Familie verband, nach welcher sie nie wieder gefragt hatte, und daß darüber das zärtlich liebende Herz der Mutter brach —, das vermochte ihr der Vater niemals zu verzeihen. Er hatte sich gänzlich von der entarteten Tochter losgesagt, hatte ihren Namen aus seinem Gedächtnisse gestrichen, als ob er sie niemals besessen, und mit der Zeit war über dem Grabe in seinem Herzen Gras gewachsen.

Und nun? Hatte dieses Grab sich vielleicht wieder geöffnet? Hatten sich im Vater bei seinem zunehmenden Alter Regungen der Sehnsucht nach dem verlorenen Kinde eingestellt? Waren harte Schicksalsprüfungen über Erika hereingebrochen, vor deren erschütternder Tragik die Eisrinde um das väterliche Herz zu schmelzen begann? War wohl gar eine jähe Katastrophe eingetreten, welche den schleichenden Gram des alten Mannes bis zu jener fieberhaften Aufregung, die Siglinde seit einigen Tagen an ihm wahrgenommen, gesteigert hatte?

Während Siglinde, den Kopf in die Hand gestützt, noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, trat Schönaich, ihr Vater, selbst ein. Kummer und Sorge hatten tiefe Falten in sein Anlitze gegraben, sein Haar war ergraut und sein Kinnbart schneeweiß, aber in seiner aufrechten Haltung und in seinen Bewegungen verrieth sich noch ungebrochene Kraft.

„Ich sehe Dir's an, Siglinde“, begann er, nachdem er eine Weile schweigend auf- und abgegangen war, „daß Du auf eine ernste Nachricht vorbereitet bist.“

„Mir ahnt, daß sich etwas mit Erika —“

Sie hatte den Muth gefunden, diesen Namen über ihre Lippen zu bringen. Aus dem Kopfschütteln des Vaters und mehr noch aus dem eisigen Lächeln, wovon jenes begleitet war, merkte sie sogleich, daß ihre Vermuthungen sich auf einer falschen Fährte bewegt hatten.

Er rückte sich einen Stuhl zurecht, ließ sich darauf nieder und begann von Neuem: „Du hast einen starken Geist, Siglinde. Ich kann mir daher alle weilläufigen Auseinandersetzungen ersparen. Heute noch, und zwar so bald wie möglich, mußt Du Deine Sachen packen. Ich begleite Dich nach dem Gute Rottenbach, zu Deiner Freundin Helene Steinau, und kehre dann wieder zurück. Du bleibst bis auf Weiteres dort. Von diesen trauten Räumen hier, wo Du geboren und aufgewachsen bist, nimm Abschied, Du wirst sie wahrscheinlich nie wiedersehen.“ —

Siglinde fühlte sich von dieser Eröffnung wie von einem Donnersehlege berührt, denn Schreckliches mußte sich im Hintergrunde derselben bergen. Aber sie faßte sich, um das berechnete Vertrauen des Vaters in ihre starkgeistige Natur nicht zu täuschen.

„Du kennst die Einschränkungen,“ fuhr Schönaich fort, „die ich allmählich in unserem Haushalte eintreten ließ, und hast mich darin in opferwilliger Weise unterstützt. Du hast auf die meisten der gewohnten Vergnügungen verzichtet, hast Dich schon seit langem mit nur einem Dienstmädchen beholfen und die Hauptlast des Haushaltes auf Dich genommen, ohne nur zu fragen, weshalb. Du hast vielleicht geglaubt, es sei eine plötzliche grillenhafte Laune Deines reichen Vaters, sich einer engherzigen Sparsamkeit zu befleißigen. Das war es aber nicht, sondern es war ein eiserner Zwang. Ich habe ohne mein Verschulden schwere geschäftliche Verluste erlitten, ein Schlag traf mich nach dem andern. Ich habe Dir's bis zur letzten Stunde verheimlicht, jetzt aber mußt Du es erfahren, daß ich unmittelbar vor dem Bankrott stehe. Meine Hauptgläubiger haben mir eine Gnadenfrist von wenigen Tagen gegeben, weil ich mich noch an eine schwache Hoffnung auf Rettung klammerte. Die Hoffnung hat getrogen, die Frist ist verstrichen. Zu jeder Stunde kann dieses Haus unter Siegel gelegt werden. Du sollst nicht Augenzeugin von dem kläglichen Zusammenbruche werden, deshalb bringe ich Dich heute noch mit einem der nächsten Eisenbahnzüge zu Deiner Freundin, die von unserer Ankunft bereits unterrichtet ist.“

Von allen Empfindungen, welche diese ganz unerwartete Hiobsnachricht in dem jungen Mädchen wachrief, war keine so stark, als das schmerzliche Mitleid mit dem geliebten Vater, den nach den harten Schicksalsprüfungen, die sein Familienleben heimgesucht, nun, da sein Haupt ergraut war, auch noch das bittere Loos der Verarmung treffen sollte, und das sogar unter Umständen, die ihn bei seinem strengen Ehrbegriff und seinem Neidlichkeitsgefühl sein Unglück nur um so tiefer empfinden lassen mußten.

Siglinde's nächster Gedanke war, ob wirklich keine Hilfe, keine Rettung möglich sei? Und da tauchte unwillkürlich eine lebhaftere Erinnerung an ihre Kinderzeit in ihr auf. Sie sah sich mit ihrer älteren Schwester Erika in einem großen, schönen Garten, der weit draußen in einer Vorstadt lag. Dort hatte sie sich oft umhergetummelt unter den Augen einer Frau, die an einem Rückstocck ging. Diese Frau, welcher der Garten gehörte, war ihre Tante, die Schwester der verstorbenen Mutter. Seit ihrem achten Jahre etwa hatte Siglinde den Garten nicht wieder betreten und die Tante nicht mehr gesehen; es war zwischen sie und dem Vater ein dunkles Zerwürfniß getreten und hatte die Familie entzweit, aber

nie war sich Siglinde darüber klar geworden. Doch wußte sie, daß die Tante reich, steinreich war und noch lebte. Wenn Jemand helfen konnte, so war sie es.

„Vater“, begann Siglinde, wie aus einem Traum erwachend, „verzeihe mir, wenn ich Dir in meiner Unwissenheit einen Rath zu geben wage, den vielleicht Dein Stolz verwerfen muß. Ich weiß nicht, was zwischen Dir und Tante Kollenstein einst vorgegangen ist, aber in einer Lage, wie die Deinige, würde die Schwester meiner Mutter Dir vielleicht ihre Hilfe nicht versagen.“

Schönaich zuckte zusammen, wie von etwas Giftigem berührt, und seine Stirn legte sich in finstere Falten. „Es wäre ein Verbrechen, wenn ein Mann in meiner Lage auch noch stolz sein wollte,“ entgegnete er. „Eben die Tante war jene letzte schwache Hoffnung, an der ich mich festzuhalten versuchte. Ich machte den bitteren Gang zu ihr, aber sie nahm meinen Besuch gar nicht an. Dennoch ließ ich mich durch diese Zurückweisung nicht abschrecken, sondern wußte sie außerhalb ihres Hauses zu treffen. Sie mußte mich anhören; ich gestand ihr meine verzweifelte Lage, nannte ihr die Summe, mit der ich mein ledgewordenes Schiff wieder flott machen könne, und bat sie um ihre Hilfe, nicht meinethwegen, sondern um der Ehre des Namens wegen, den ihre todte Schwester getragen hatte. Mit Hohngelächter wies sie mich ab!“

„O, welche Härte des Herzens!“ rief Siglinde, das Gesicht in den Händen bergend. — „Ich will“, versetzte Schönaich bitter, „Dir erzählen, was es zwischen ihr und mir einst gegeben hat, — und darnach wirst Du bemessen können, welche Ueberwindung dazu gehörte, mich ihr jetzt als Bittender zu nahen. . . Sie hatte in ihrer Jugend ein Verhältniß mit einem Leutnant v. Harnisch. Aber Beide waren arm, und ein Leutnant, der selbst nichts besitzt, kann kein Mädchen ohne Vermögen zur Gattin nehmen. Die Tante war es, welche die Hoffnungslosigkeit dieser Liebe zuerst einsah, denn als ein alternder Junggeselle, ein Millionär, von ihrer blendenden Schönheit bestochen, ihr seine Hand anbot, griff sie zu, ohne sich lange zu besinnen. Auch der Leutnant wußte sich zu trösten; er heirathete ein Mädchen, deren Vermögen zu einem standesgemäßen Leben ausreichte. Bei Beiden hatte also die Vernunft gestegt, aber die Herzen schienen dies nicht getrennt zu haben, wenigstens ging Harnisch im Hause seiner ersten Geliebten aus und ein, bis er mit seinem Regiment nach Elsaß versetzt wurde. Als vor zwölf Jahren der alte Kollenstein starb, wollte Harnisch, der inzwischen Wittwer geworden war, die Tante heirathen, und er kam hierher, um die Sache persönlich zu betreiben. Seine Bewerbung fand bei der ehemaligen Geliebten eine sehr willige Aufnahme. „Alte Liebe rostet nicht,“ sagt das Sprichwort, er durfte noch immer als ein schöner Mann gelten, war auch inzwischen zum Major avanciert und der Titel „Frau Majorin v. Harnisch“ mochte dem Ohre der Tante nicht wenig schmeicheln. Als die Heirath eine beschlossene Sache war, warnte ich die Tante ernstlich vor diesem Schritte. Sie hatte damals bereits die Mitte der Vierzig überschritten, von ihrer ehemaligen Schönheit war längst die letzte Spur verweht, und seit sie in Folge eines Hüftleidens operirt worden war, hatte sie einen hinkenden Gang und mußte am Stocke gehen. In der besten und wohlmeinendsten Absicht von der Welt und in der schonendsten Weise stellte ich ihr dies vor und versuchte sie

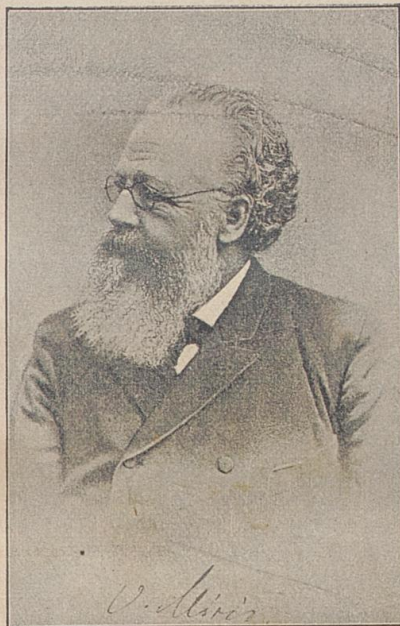
zu überzeugen, daß der Major v. Harnisch bei seinem Eheantrage gewiß von ganz anderen Beweggründen geleitet werde, als das Ideal seiner Jugend als Gattin heimzuführen. Dunkle Gerüchte, die mir über seinen Straßburger Aufenthalt schon früher zu Ohren gekommen waren, hatten mich veranlaßt, an zuverlässiger Quelle Erkundigungen einzuziehen, und da hatte ich denn erfahren, daß er schlimmen Leidenschaften huldigte und daß er das ganze Vermögen seiner verstorbenen Frau im Hazardspiel vergeudet hatte. Nichts konnte klarer sein, als daß er sich nun in die Arme der früheren Geliebten retten wollte, um sich an ihrem Reichthum zu erhalten. Meine Offenheit in Bezug auf ihre geschwundenen Jugendreize nahm mir die Tante sehr übel; meine Mittheilungen über das sittenlose Leben des Majors glaubte sie mir einfach nicht. Sie warf mir vor, daß ich mich nur durch die schmutzigste Selbstsucht zu solchen Verleumdungen habe hinreißen lassen, um die Heirath zu hintertreiben. Die Tante muß den Inhalt dieser Unterredung dem Major mitgetheilt und dabei mein abfälliges Urtheil über seinen Lebenswandel in dem gehässigsten Lichte dargestellt haben. Er suchte mich am nächsten Abend in einer öffentlichen Gesellschaft auf und schlug mir mit der Reitpeitsche ins Gesicht, daß ich blutüberströmt und bewußlos zu Boden stürzte. Ich konnte mich mit den Striemen in meinem Gesicht mit Ehren nicht mehr auf der Straße, nicht mehr in meinem Comptoir sehen lassen, wenn ich nichts als ein gerichtliches Strafurtheil gegen meinen Beleidiger als Sühne aufzuweisen gehabt hätte. Als ehemaliger Reserveoffizier wußte ich, was ich zu thun hatte. Ich forderte den Major auf Pistolen. Er zielte nach meiner Stirn und streifte mir nur das Haar, ich zielte nach seinem linken Arm und traf sein Herz."

Das also war es, was die beiden Familien entzweit hatte, und jetzt konnte sich Siglinde erklären, weshalb der Vater einst viele Monate lang abwesend war und weshalb sie aus der Schule genommen und lange Zeit hindurch zu Hause durch Privatlehrer unterrichtet worden war.

"Vater!" sagte Siglinde, "ich verstehe jetzt die Demüthigung, welcher Du Dich als Hilfsuchender bei der Tante ausgesetzt hast. Ich habe keinen Antheil an dem, was ihre Rachsucht gegen Dich erweckt hat, ich bin an jenen Ereignissen unschuldig und ich weiß, daß sie mich in den Tagen meiner Kindheit gern gehabt hat. Vielleicht gelingt mir, was Dir nicht gelang. Ich will zu ihr eilen, ich will sie auf meinen Knien ansehen, Dich zu retten."

"Ich danke Dir, geliebtes Kind," entgegnete Schönaich mit einem warmen Blick auf seine Tochter. "Aber Du kennst das steinerne Herz dieser Frau schlecht, Du selbst bist ein Werkzeug ihrer Rache an mir."

"Ich?" frug Siglinde mit ungläubigem Erstaunen. "Höre nur, Du wirst mich gleich verstehen. Der



Franz Bonn.

alte Rollenstein hat ein Testament hinterlassen, wonach sein Vermögen nach dem Tode seiner Wittve entweder nur an die nächsten Blutsverwandten übergehen darf oder der Stadt zu gemeinnützigen Zwecken anheimfällt. Fremde Personen können nichts erben, wobei der Testator jedenfalls an Harnisch gedacht hat, auf den er eifersüchtig war und dessen Besuch in seinem Hause er sehr ungerne sah. Da Rollenstein keine näheren Verwandten mehr besaß, so waren unter den nächsten Blutsverwandten nur Du und Erika zu verstehen, und in diesem Sinne hatte denn auch die Tante in ihrem eigenen Testamente verfügt. Als Erika aus dem Pensionat entfloß und zum Theater ging, wurde sie natürlich aus der Erbfolge ausgeschlossen. Du wurdest nun Universal-Erbin und — Du bist es noch bis zu dieser Stunde."

"Wie?" rief Siglinde, "selbst nach jenem Familienzerwürniß sollte diese Bestimmung unverändert aufrecht geblieben sein?"

"Unverändert allerdings nicht," erwiderte Schönaich mit einem sarkastischen Lächeln, "sondern Du bist an gewisse Bedingungen gebunden, durch welche sie die von ihrem Gemahl ihr auferlegte Beschränkung, daß Fremde nichts erben dürfen, geschickt zu umgehen versucht. Der Major v. Harnisch hat nämlich einen Sohn hinterlassen, und nur unter der Bedingung, daß Du diesen Sohn heirathest —"

Er hielt inne. Warum war Siglinde plötzlich so bleich geworden? Es war wohl nur ein täuschendes Spiel des Sonnenlichtes auf ihrem Antlitz, hervorerufen durch die veränderte Haltung ihres Hauptes.

"Nur unter der Bedingung, daß Du den jungen Harnisch heirathest, wirst Du Erbin; weigerst Du Dich, so tritt die andere Bestimmung in Kraft, wonach das ganze Vermögen der Stadt zufällt. Der Hauptzweck, den die Tante dabei verfolgt, ist offenbar der, durch diese Heirath dereinst dem jungen Harnisch ihren Reichthum in die Hand zu spielen,

welchen mit ihr selbst zu genießen dem Vater nicht vergönnt war. Dabei schlägt sie uns zugleich ein Schnippchen, indem sie Deiner freien Selbstbestimmung Fesseln anzulegen und Dir als Gatten den Sohn eines Mannes aufzudrängen versucht, der mich thätlich mißhandelt hat. Ich habe Dir von dieser Erbschaftsangelegenheit nie etwas gesagt, um Dich nicht unnütz aufzuregen."

"Wo ist dieser Sohn des Majors?" frug das junge Mädchen. "Kennst Du ihn?"

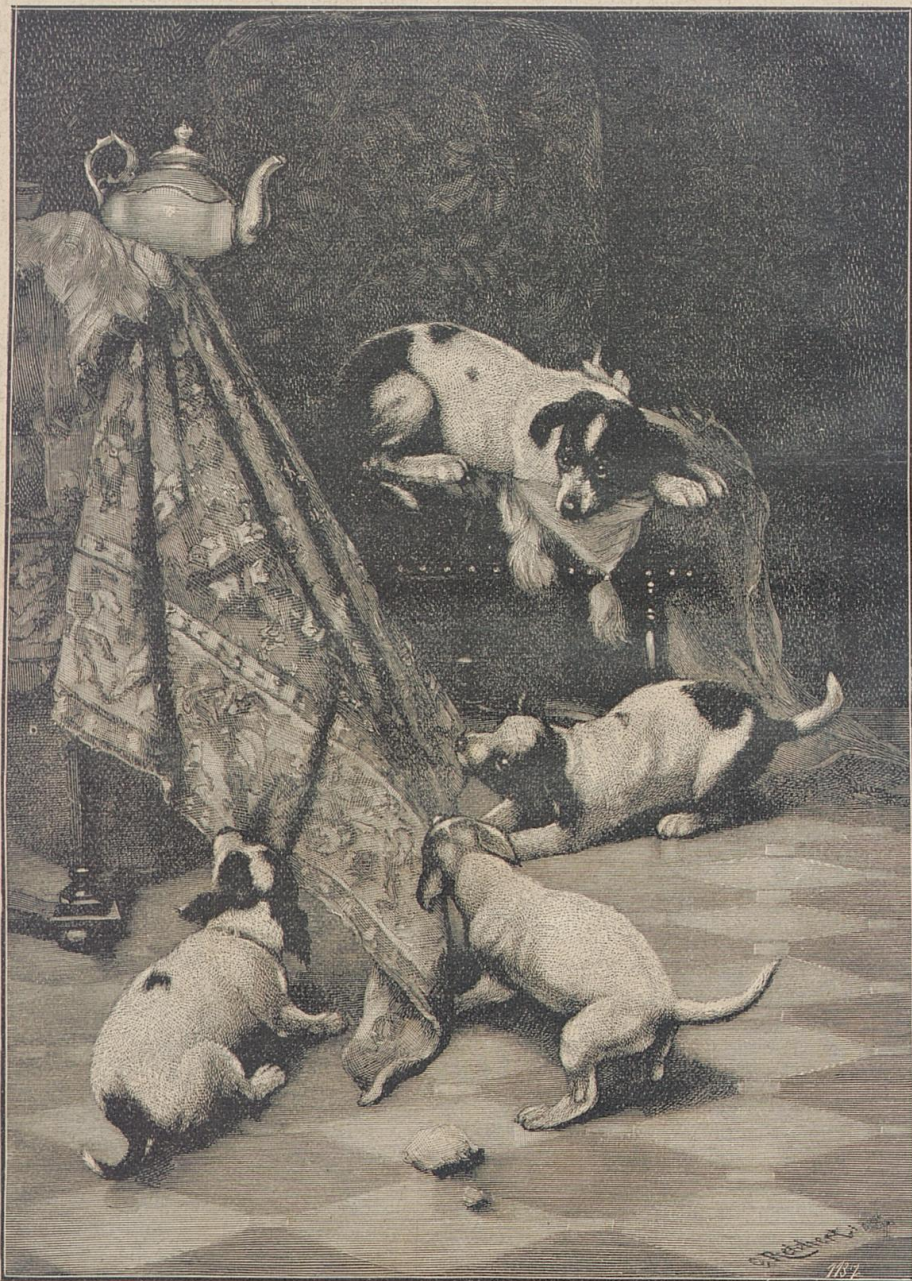
"Ich habe ihn nie gesehen," antwortete Schönaich. "Er ist in Straßburg aufgewachsen. Beim Tode seines Vaters mag er etwa dreizehn Jahre alt gewesen sein, folglich wäre er jetzt fünf und zwanzig. Ich hörte, die Tante habe ihn zu sich nehmen wollen, doch kam ihr ein in New-York lebender Bruder des Majors zuvor."

"So lebt er also in New-York?"

"Bis vor kurzem, ja," nickte der Vater, und zog aus der Tasche einen Brief, den er entfaltete, während

Siglinde ihm dabei mit einer gewissen scheuen Spannung zusah. „Es ist noch keine vierzehn Tage her, da erhielt ich von ihm diese Zeilen, die er mir von London aus unterm 10. August schreibt. Der Brief hat jetzt kein tatsächliches Interesse mehr, doch will ich Dir ihn vorlesen.“

Siglinde verfügt habe, wenn dieselbe mir ihre Hand zum Gehbund reiche. Eine kürzlich von Frau Nollenstein empfangene Depesche, worin sie mir ihre schwere Erkrankung meldet und die Befürchtung ihres nahen Todes ausspricht, mahnte mich, daß die Entscheidung über meine Zukunft vielleicht nahe sei und meine per-



Ein gefährliches Spiel —

„Ich bitte Dich darum,“ sagte Siglinde.
 „Geehrter Herr!“ las Schönau, während Siglinde mit vorgebeugtem Antlitz an seiner Lippe hing. „Schon vor Jahren hat Ihre Schwägerin, Frau Nollenstein, mir die Mitteilung zukommen lassen, daß sie über ihre Hinterlassenschaft zu Gunsten Ihrer Fräulein Tochter

sönliche Anwesenheit dort wünschenswerth erscheinen lassen könne. In Folge dessen benutzte ich den ersten von New-York abgehenden Dampfer, und hier, in London angelangt, erlaube ich mir, Sie und Ihre Fräulein Tochter auf meinen Besuch vorzubereiten. Wenn Sie das Vergangene vergessen können, so kann ich es auch.

Die Kinder stehen außerhalb der Ereignisse, die ihre Väter verfeindeten. Ueber das Berechtigte oder Unberechtigte einer Beleidigung, wie mein Vater sie Ihnen zufügte, mache ich mir kein Urtheil an und für seinen Tod kann ich Sie nicht verantwortlich machen, denn Sie thaten nur, was die Vertheidigung Ihrer Ehre erfor-

hätte ich ihm nur antworten können: Meine Schwägerin befindet sich, wie ich zufällig durch meinen Hausarzt erfuhr, bereits wieder auf dem Wege der Genesung.“

„Aber angenommen, sie wäre ihrer Krankheit erlegen?“ forschte Siglinde. „Wie würde dann Deine Antwort gelautet haben?“



Die Katastrophe.

derte und was ich im ähnlichen Falle selbst thun würde. Genehmigen Sie u. s. w.

Jesko v. Harnisch.“

„Was hast Du auf diesen Brief geantwortet, Vater?“ frug Siglinde.

„Hätte Harnisch mir seine Adresse angegeben, so

Schönaich seufzte tief auf. „Das stand bei Dir, Siglinde, nicht bei mir.“

„So will ich Dir sagen, Vater, was Du ihm mit meinem vollen Einverständnis hättest zur Antwort geben können: Es ist mein Wunsch, daß meine Tochter Siglinde sich der testamentarischen Bestimmung ihrer Tante

unterwirft, und da meine Wünsche stets auch die ihrigen gewesen sind, so kann ich mich für ihren kindlichen Gehorsam verbürgen.“

Marmorblässe bedeckte das Antlitz des jungen Mädchens, während sie diese Worte sprach, und ihre bebende Stimme stockte zuweilen, aber um ihren Mund lag der Zug fester Entschlossenheit.

(Fortsetzung folgt.)

— ❧ —
In allerliebster Gesellschaft.

Eine Humoreske von Clement Kleeberger.

(Nachdruck verboten.)

I.

Erst vor einigen Tagen ist meine liebe Base nach München gezogen.

Ihr war's drauß' auf dem abgelegenen Schlosse, seit der Gatte das Zeitliche gesegnet, nicht mehr heimisch. Auch ein Hauptgrund des Abzuges war die Sorge für die Fortbildung ihres Söhnchens. Es ist ja das Einzige. Zwar hatte bis jetzt eine treffliche Gouvernante die Erziehung übernommen und der kleine Karl war auch, wie die Mama im verzeihlichen mütterlichen Stolze mir öfters versicherte, wohlherzogen, sittig, wie kaum ein Stadtbube, doch er streifte das neunte Jahr, da dürfte am Ende eine weibliche Erziehung nicht vollständig mehr genügen und einen Hofmeister für den „Schloßprinzen“, wie ihn scherzweise lieb Mütterchen auch nannte, konnte die Base auf die Dauer nicht finden.

Schon den ersten Sonntag kam sie mit ihrem Herzensjungen zu uns. Ich schlug einen Spazierweg zum Kleinhesseloher See und durch den prächtigen Wald zum Auemeister vor. Einverstanden.

Aber als wir durch das Hofgartenthor schritten und meine Base die Menge Café-Gäste sah, stieß ich auf ein unüberwindliches Hinderniß.

„Ei, wie ist's so schön hier, Vetter, wollen wir nicht auch ein Schälchen trinken,“ sagte sie und meine Frau, eben auch keine Freundin langgedehnter Fußpartien, accompagnirte. Also überstimmt.

Meiner Fremden gefiel hier das Leben. Die elegante Welt, die ringsherum an den kleinen Tischchen im neuesten Frühlingsprunke saß oder durch die Baumreihe waltete, war ein ungewohntes Augenpiel, das ihr angenehm die Zeit verändelte.

Indeß wie ich litt. Nach einer langen, mürrischen Woche der erste lachende Maientag, so inbrünstig erwartet, so ausfluglockend. Mir brannte es unter der Sohle — und ich bin angeschmiedet, ein anderer Prometheus, wenn auch nicht am kaukasischen Felsen, so doch am durchlöchernten Buchs meines Sessels.

Von den Theatnern schlug es fünf Uhr.

Netto drei Stunden Sitzung.

Länger hielt ich's nimmer aus. 's war gewiß artig, charmant, und mein Lehrer Knigge, der strengste Lebensumgangspädagog, hätte mir ein Compliment gemacht, weil ich bislang nicht zum Gehen drängte. Nun probirte ich's, erst durch die Blume:

„Am wunderschönen Maientag,
 Wo Baum und Blumen treiben,
 Das wären Leut' vom felt'nen Schlag,
 Die trotzdem sitzen bleiben.“

Die Frauen achteten kaum darauf, also die Blume war zu versteckt, zu veilchenartig bescheiden, zu wenig penetrant, eine andere Gattung: Jasmin! — „Der

wundervolle Maientag wird es uns sicher,“ fuhr ich fort, „wenn wir ihn einmal per Sonntagslokomotiv drauß' auf dem Lande aussuchen, tüchtig eintränken, weil wir seine erste Einladung so en bagatelle nehmen und lieber aus der kleinen Tasse das alltägliche Bohnenbouquet schlürfen, als aus seiner weitkreisenden Bowle den duftenden Frühlingsstrant.“

Die Base lächelte — das war Alles.

Nun aber griff ich nach einem Buschen von Allermannsharnisch und Knoblauch, bestaubte ihn noch mit Patschuli; um die Wirkung zu erhöhen, band ich noch eine Stechpalme bei, probatum est; „die Todsünde,“ sprach ich, „so der hinübernimmt zu den Pforten Sanct Peters, der nicht wenigstens den Abend noch andächtig durch die neuerstandene Natur pilgert, möchte ich nicht auf mein Gewissen laden.“ Dieser Odem drang zu beheimt durch die Nasenflügel.

„Nun denn,“ sagte die Base zu ihrem Prinzen, der schon lange ungeduldig auf dem Stuhle hin- und herschaukelte, „hör' mal, Karlchen, Du kannst ja dem Vetter Gesellschaft leisten. Wir bleiben noch ein Stündchen und gehen dann nach Hause. Es ist so heiß und schwül unter der Sonne.“

Karlchen hörte wohl, jedoch plötzlich blieb er wie festgeriegelt auf seinem Sessel haften. „Hast Du mich verstanden, Karl, Du sollst dem Vetter Gesellschaft leisten.“

„Aber ich mag nicht dem Vetter Gesellschaft leisten, ich möcht' mit Euch auf der Trambahn fahren,“ erwiderte der Prinz.

„Junge, nicht doch, wir fahren ja gar nicht. Wir gehen. Sei gut, Junge, und geh' mit dem Vetter.“

„Nein, und ich weiß schon, Ihr fahrt, hab's vorher gehört, wie Du's der Base zugestüstert hast. Ich weiß, Du fahrst immer und ich möcht' auch fahren, und ich geh' einmal nicht mit dem Vetter — und ich mag einmal nicht sein Gesellschafter sein — und nein, ich mag nicht.“

Ich muß gestehen, ich hatte mir von dem gepriesenen Schloßprinzen eine andere Lebensart erwartet. Uebrigens ist es ohnehin wunderlich, mir den Herzensjungen förmlich als Gesellschafter aufzudrängen, wußte denn meine Base, ob mir damit ein Gefallen erwiesen? Jedenfalls meinte sie das, denn sie hat, ja nicht in Uebel zu nehmen, daß ich allein gehen müßte.

„Nicht im Geringsten,“ entgegnete ich, innigst froh, ohne ihren durch vorige Reminiscenz mir ganz unsympathisch gewordenen Prinzen meine Wanderung beginnen zu können. Ich war noch nicht bis zum Tempel des Hofgartens gekommen, hörte ich hinter mir rufen: „Halt, Vetter, halt, ich geh' mit.“

„So, das ist schön, Karl, was verschafft mir das überraschende Vergnügen?“

„Mama hat gesagt, Du führst mich in den Paradiesgarten und dort gibt's Schaukel und Karoussel und türkische Musik und feine Pavesen und —“

Ich unterbrach ihn, das Vergnügungs-Menü hatte mir zu viel Gänge: „Ei, was Deine Mama nicht alles weiß.“

„Ja, die Base hat ihr's gesagt.“

„Nun, wir werden ja sehen.“

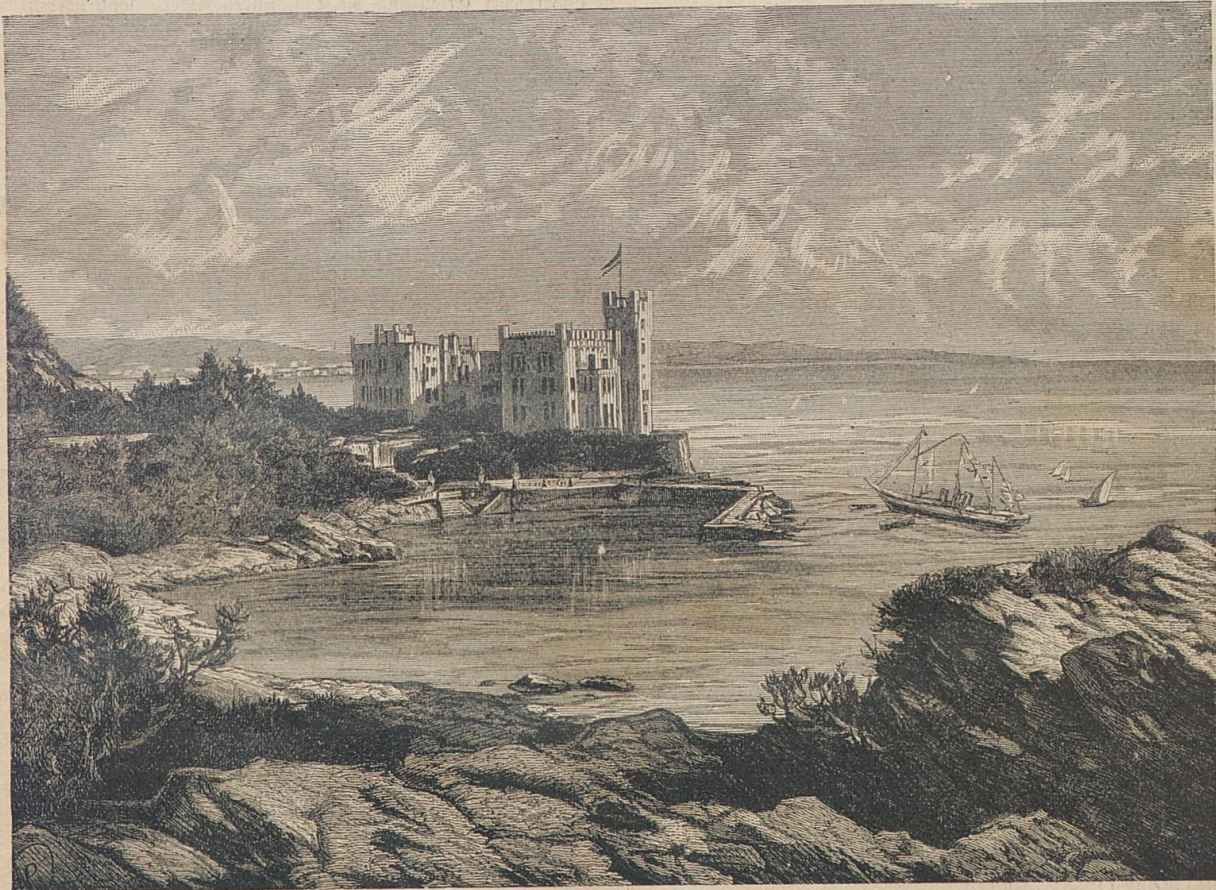
Schweigsam gingen wir dann nebeneinander. Ich wählte beflissen nicht den Weg nächst des Kanals, der uns rectement in's Paradies gebracht hätte, drückte mich vielmehr in einen der Labyrinthgänge und schon

sind wir in einer ziemlichen Entfernung glücklich an den Himmelsporten vorbeigesteuert. Mir ist's wahrlich nicht zu thun, bei einer Paveseipartie, und hingen die goldenen Gifelafransen noch so einladend herab, meinen Abend hinzuschlachten. Leider erscholl auf einmal schmetterndes Tschindarabada — und hui! — einem hungernden Reh gleich brach mein Freund durch Gebüsch quersfeldeln der Sirenenfanfare zu. Jetzt ist er im Paradies verschwunden. Mir war das höchst peinlich. Mußte natürlich dem Wilde nach und da ich mir die Freiheit des kürzesten Weges, wie mein lieber Freund, für den das Betretungsverbot ein überwundener Polizeiparagraph war, nicht erlauben durfte, ging's eine erkleckliche Zeit her, bis ich im irdischen Eden des englischen Gartens eintreten konnte.

„Stehst so weit vornehm aus, Betterchen,“ bemerkte ich.

„Dort, — dort,“ und er deutete auf die Schautel, „die bösen . . . bösen . . .“ — es stieß ihn, als bearbeiteten seinen Rücken die gebogenen Hörner eines heimatlichen Bockes, „dort . . . die . . . ungezogenen . . . Bu . . . ben . . . haben . . . mich“ — ein neuer Kataract von Schmerzesaß und ein abermaliges, gräuliches Plärren erstickten seine Rhapsodien. Wirklich, mir that der Junge leid. Mit einem martialischen Blick maß ich den Schauplatz der Niederlage meines Freundes. Das machte aber auf seine Feinde, die sich lustig fortschaukelten, nicht den geringsten Eindruck.

„Recht ist ihm g'scheh'n,“ riefen einige, als gerade



Miramare.

Ich suchte Karl, und traf ihn, nicht weit weg von dem Kinderbelustigungsplatze. Er kam auf mich zu — allein in welchem Zustande? Unsäglich. Von seinem Florentinerhütchen, das er heute zum ersten Male auf seinem Scalp getragen und nun in der zitternden Linken hielt, hing das rothseidene Band in zwei Fäden herab, der silberne Anker, das Matrosenemblem, war verloren, die Huttscheibe eingetrieben und zeigte gegen die linke Seite hin einen weitklaffenden Leck. Des Prinzen Mähne: er trug streng nach dem Bazar auf der Stirne abgeschnittenes, nach rückwärts aber gerippt niederfallendes Haar, stand jäh, wie die Nadeln der Kleopatra, zu Berg. Aus den Augen quollen Zährenbäche hinab über die Backen, wobon die eine wie in Zinzolin getaucht hochroth schimmerte.

die dichtbesetzte Muschel von den Lüften herab auf den Schwerpunkt nieder sich schwang, „warum hat er zuvor die kleinen Maderln herauschmeiß'n woll'n“.

„Was, Karl?“

„Ja, damit er 'nen besser'n Platz 'kriagt hätt'!“

„'s ist nicht wahr, Better! nein, nein, nicht wahr.“

„Net wahr? Du Lugenbeut'l, Du verlog'ner, wart', wir san glei' wieder da und trischat'n Di' no a mal, nachher dagibt's g'wiß, Du Lug'nbeut'l, Du miserablicher.“
Ich verstand nicht mehr Alles, denn die eigenartige, wie ein großer Perpendikel sich hin und her schwingende Rednerbühne, von der bald vom linken, bald vom rechten Luftschnitt die unparlamentarischen Ergüsse herablamen, trandhirte mir immer im unteren Bogenschwung, als wäre ein Gedankenstrich inzwischen — den so wichtigen

